



DAVI KOPENAWA
BRUCE ALBERT

DER STURZ DES HIMMELS

WORTE EINES
YANOMAMI-
SCHAMANEN

Aus dem Französischen von
Karin Uttendörfer und Tim Trzaskalik

Leseprobe





Davi Kopenawa ist einer der bedeutendsten Fürsprecher seines Volks, der Yanomami, und Schamane. Er ist über Brasilien hinaus in der ganzen Welt bekannt als Anführer der südamerikanischen Indigenen bei ihrem Kampf um den Erhalt des Amazonaswaldes. Im Jahr 2019 wurde ihm der Alternative Nobelpreis verliehen und 2021 wurde er zum Mitglied der Brasilianischen Akademie der Wissenschaften ernannt.

Bruce Albert ist Anthropologe und Forschungsdirektor am Institut de recherche pour le développement. Seit 1975 arbeitet er überwiegend zu den Yanomami, bei denen er sich seither regelmäßig aufhält und für deren Rechte er sich einsetzt. Er hat zahlreiche ethnografische und anthropologische Arbeiten zur gesellschaftlichen Organisation, zur Kultur sowie zum schamanischen und kosmologischen Denken der Yanomami veröffentlicht.

Karin Uttendörfer arbeitet als Autorin, Herausgeberin und Übersetzerin u. a. von Eric Hazan, Jacques Yonnet, Marcel Aymé, Judith Perrignon, Mathieu Riboulet und Jean-Baptiste del Amo.

Tim Trzaskalik, 1970 in Bonn geboren, ist Autor und Übersetzer, u. a. von Philippe Beck und Stéphane Mallarmé.

DAVI KOPENAWA und BRUCE ALBERT

Der Sturz des Himmels

Worte eines Yanomami-Schamanen

Aus dem Französischen
von Karin Uttendörfer und Tim Trzaskalik

Mit einem Vorwort
von Eduardo Viveiros de Castro

Aus dem brasilianischen Portugiesisch
von Marie Trzaskalik

UNKORRIGIERTE LESEPROBE

Bei Presse- und Lesungsanfragen schreiben Sie bitte
eine E-Mail an presse@matthes-seitz-berlin.de und
lesungen@matthes-seitz-berlin.de



Matthes & Seitz Berlin



Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms
des Centre National du Livre.

Der Deutsche Übersetzerfonds hat die Arbeit der Übersetzer:innen
an diesem Buch mit einem Arbeitsstipendium gefördert.

LESEPROBE

Copyright © der deutschen Ausgabe 2023

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstraße 57A | 10965 Berlin
info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright der Originalausgabe: *La chute du ciel: Paroles d'un chaman yanomami*
2010 erschienen bei PLON, © PLON

Alle Rechte vorbehalten.

Covergestaltung: Pauline Altmann

Prolit-Bestellnummer: 95549

www.matthes-seitz-berlin.de

DER WALD LEBT. Sterben kann er nur, wenn die Weißen alles daransetzen, ihn zu zerstören. Falls ihnen das gelingt, werden die Flüsse unter der Erde verschwinden, der Boden wird brüchig werden, die Bäume werden verkümmern und die Steine in der Hitze zerspringen. Die ausgetrocknete Erde wird leer und still sein. Die *xapiri*-Geister, die von den Bergen herunterkamen, um auf ihren Spiegeln zu spielen, werden in weite Fernen entfliehen. Ihre Väter, die Schamanen, werden sie nicht mehr rufen und zum Tanzen bringen können, um uns zu beschützen. Sie werden nicht in der Lage sein, die Seuchenschwaden abzuwehren, die uns verzehren. Sie werden die unheilvollen Wesen nicht mehr zügeln können, die den Wald ins Chaos stürzen. Wir werden einer nach dem anderen sterben, die Weißen genauso wie wir. Am Ende werden alle Schamanen zugrunde gehen. Dann, wenn keiner von ihnen überlebt, um ihn festzuhalten, wird der Himmel einstürzen.

Davi Kopenawa



Vorbemerkung

Dieses Buch, Lebensbericht, Autoethnografie und kosmopolitisches Manifest in einem, lädt zu einer Reise in die Geschichte und in das Denken eines Yanomami-Schamanen ein, der etwa siebenundsechzig Jahre alt ist, Davi Kopenawa. Geboren im Norden des brasilianischen Amazonasgebiets, am oberen Rio Toototobi, in einer Region, die damals noch sehr weit von der Welt der Weißen entfernt war, sah sich Davi Kopenawa später, im Laufe seines oft abenteuerlichen Lebens, mit einer Reihe von Personen konfrontiert, die am Voranrücken der Kolonialgrenze großen Anteil hatten (SPI*-Agenten, Soldaten der Grenzkommission, dann Missionare, Straßenbauarbeiter, Goldgräber und Viehzüchter). Seine Erzählungen und Reflexionen, die ich in seiner Sprache auf Band aufgenommen, transkribiert, übersetzt, anschließend auf Französisch neu arrangiert und niedergeschrieben habe, stellen in ihrer poetischen und dramatischen Intensität wie auch in ihrem Scharfsinn und Humor eine bisher noch nie gehörte Version der historischen »Fehlbegegnung« der Amerindianer mit den Rändern unserer »Zivilisation« dar.

Von Beginn unserer Zusammenarbeit an war es Davi Kopenawas Anliegen, mit seinem Zeugnis ein möglichst breites Publikum zu erreichen. Meine Vorbemerkung soll einige unverzichtbare Kontextinformationen zu seinem Verständnis bieten. Angefangen mit einem kurzen Überblick über die Yanomami Brasiliens und ihre Geschichte, gefolgt von einer biografischen Skizze zu Davi Kopenawa, dessen Worte die lebendige Quelle des Buchs sind, wie auch zum Autor dieser Zeilen, der beim Verschriftlichen versuchte, die Weisheit und Würze dieser Worte zu restituieren. Schließlich wird kurz von unserer Begegnung die Rede sein, von der Entstehungsgeschichte dieses Textes und seinem Inhalt;

*Der berühmte, 1910 von Marschall Rondon gegründete »Serviço de Proteção ao Índio« (kurz SPI; deutsch: »Dienst zum Schutz der Indios«), dessen Feldagenten *Sertanisten* genannt wurden.

Themen, die in den Anhängen wesentlich konsistenter wieder aufgegriffen werden, die aber am Anfang des Buchs zumindest zu erwähnen mir nützlich erschien, ehe die Lesenden sich an die Lektüre machen.

Die Yanomami in Brasilien

Die Yanomami bilden eine Gesellschaft von Jägern, Sammlern und Brandrodungsbauern, die ein etwa 220 000 Quadratkilometer großes Tropenwaldgebiet zu beiden Seiten der Serra Parima besiedeln, der Wasserscheide zwischen dem oberen Orinoco (im Süden Venezuelas) und den rechtsseitigen Zuflüssen des Rio Branco sowie den linksseitigen des Rio Negro (im Norden Brasiliens). Sie formen eine riesige, isolierte, kulturelle und sprachliche Gesamtheit, die sich in mehrere verwandte Sprachen und Dialekte unterteilt. Ihre Bevölkerung wird auf etwas mehr als 54 000 Menschen geschätzt, was sie zu einer der größten amerindianischen Gruppen mit einer weitgehend beibehaltenen traditionellen Lebensweise in Amazonien macht.

In Brasilien erstreckt sich das Territorium der Yanomami, das 1992 unter dem Namen *Terra Indígena Yanomami* legalisiert wurde, über 96 650 Quadratkilometer, eine Fläche, die geringfügig größer ist als die einiger europäischer Länder wie Portugal, Ungarn oder Irland. Hier leben annähernd 29 000 Menschen in etwa 366 lokalen Gruppen. Jede dieser Gemeinschaften besteht in der Regel aus einer Gruppe von kognatischen Verwandten, deren Familien idealerweise durch Heiratsbeziehungen über mindestens zwei Generationen miteinander verbunden sind und die in einem oder mehreren kegel- oder kegelstumpfförmigen Gemeinschaftshäusern wohnen.

[...]

Davi Kopenawa, Schamane und Wortführer der Yanomami

Davi Kopenawa wurde um 1956 in *Marakana (Mörama hi araopë)* geboren, einem großen Gemeinschaftshaus mit etwa 200 Bewohnern,

gelegen in den Ausläufern des tropischen Regenwalds am oberen Rio Toototobi im äußersten Nordosten des brasilianischen Bundesstaates Amazonas, nahe der Grenze zu Venezuela. Er lebt seit Ende der 1970er-Jahre in der Gemeinschaft seiner Schwiegereltern, am Fuß des »Windbergs« (*Watoriki*), am linken Ufer des Rio Demini, knapp hundert Kilometer südöstlich des Rio Toototobi.

Als Kind erlebte Davi Kopenawa, wie die Gruppe seiner Herkunft durch zwei aufeinanderfolgende Epidemien von Infektionskrankheiten dezimiert wurde, ausgelöst von *SPI*-Agenten (1959–1960), bzw. von Mitgliedern der *New Tribes Mission* (1967). Eine Zeit lang war er dem Bekehrungseifer dieser nordamerikanischen Missionare, die sich ab 1963 am Rio Toototobi niedergelassen hatten, ausgesetzt. Er verdankt ihnen seinen biblischen Vornamen, das Erlernen des Schreibens und einen wenig verlockenden Einblick in das Christentum. Trotz seiner anfänglichen Neugier stoßen ihn ihr Fanatismus und ihre Fixiertheit auf die Sünde schnell ab. Ende der 1960er-Jahre beginnt er, gegen ihren Einfluss zu rebellieren, nachdem er die meisten seiner Verwandten durch eine von der Tochter eines der Pastoren übertragene Masernepidemie verloren hat.

Verwaist und entsetzt über den wiederholten Verlust geliebter Menschen, aber fasziniert von der materiellen Macht der Weißen, verlässt Davi Kopenawa daraufhin als Jugendlicher seine Heimatregion, um auf einem Posten der FUNAI*, die 1967 die Nachfolge der *SPI* angetreten hatte, am Unterlauf des Rio Demini, in Ajuricaba, zu arbeiten. Dort strebt er, nach seinen eigenen Worten, danach, »ein Weißer zu werden«. Er wird sich am Ende nur mit Tuberkulose anstecken. Dieses Unglück bringt ihm einen langen Krankenhausaufenthalt ein, den er dazu nutzt, die Grundlagen des Portugiesischen zu lernen. Geheilt kehrt er für eine Weile in sein Gemeinschaftshaus in Toototobi zurück, bevor

*Die »Fundação Nacional do Índio«, die »Nationale Stiftung des Índios«, ist das staatliche brasilianische Organ für indigene Angelegenheiten. Seit dem 1. Januar 2023 heißt sie »Fundação Nacional dos Povos Indígenas«.

er 1976, nach der Eröffnung der *Perimetral Norte*, als Dolmetscher von der FUNAI angestellt wird. Als solcher reist er einige Jahre lang kreuz und quer durch das Yanomami-Gebiet und wird sich dabei sowohl über dessen Größe und Ausdehnung als auch, jenseits lokaler Unterschiede, über dessen kulturelle Einheit bewusst. Aus dieser Erfahrung gelangt er zu einem genaueren Verständnis von der räuberischen Logik jener, die er das »Volk der Waren« nennt, und den Gefahren, die von ihr für das Fortbestehen des Waldes und das Überleben seines Volkes ausgehen.

[...]

Die Begegnung

Davi Kopenawa und ich sind uns 1978 zum ersten Mal begegnet, unter sowohl zweideutigen als auch angenehmen Umständen, auf die ich im Nachwort dieses Buchs zurückkommen werde. Wir waren beide in unseren Zwanzigern. Ich hatte gerade meine zweite Phase ethnografischer »Feldforschung« bei den Yanomami begonnen (nachdem ich bereits von 1975 bis 1976 ein Jahr am oberen Rio Catrimani verbracht hatte). Davi Kopenawa war Dolmetscher in den von der FUNAI eröffneten Posten an der *Perimetral Norte*, deren Bau gerade wieder aufgegeben worden war. Dann, 1981, verbrachte ich mehrere Monate in seiner Heimatregion, am Rio Toototobi, wo wir einander erneut trafen. So konnte ich die wichtigen Orte und Menschen seiner Kindheit und Jugend direkt kennenlernen. Ab 1985 schließlich wurde sein heutiges Dorf, *Watoriki*, zu einem der bevorzugten Ziele meiner Besuche im Yanomami-Gebiet. Seinen Schwiegervater und schamanischen Mentor sowie die meisten anderen Bewohner dieser Gemeinschaft, in die er später eingeheiratet hat, kenne ich bereits seit meiner ersten Reise 1975 an den oberen Rio Catrimani, wo sie seinerzeit lebten.

Ab 1985 wurde meine Freundschaft mit Davi Kopenawa immer enger, zum einen durch die langen Aufenthalte in seinem Haus in *Watoriki*, zum anderen durch die Verbundenheit, zu der es im gemeinsamen Engagement gegen den Goldrausch gekommen war, der damals das Gebiet der

Yanomami zu verwüsten begann. Ohne jenes Vertrauen, jenes Einverständnis, wäre dieses Buch, das mich Davi Kopenawa bat zu schreiben, um seine Worte zu verbreiten, nicht möglich gewesen. Es hat seinen unmittelbaren Ursprung in Davi Kopenawas Auflehnung und Angst vor der Dezimierung seines Volkes durch die Goldschürfer Ende der 1980er-Jahre. Die Aufzeichnungen, auf denen die sukzessiven Versionen des Manuskripts basierten, begannen im Dezember 1989 und setzten sich mit Besuchen im Wald und militanten Veranstaltungen in der Stadt bis in die 2000er-Jahre hinein fort. Es handelt sich also um eine Sammlung von Geschichten, Berichten und Gesprächen über Davi Kopenawas Leben, seine Kultur und seine Erfahrungen mit der Welt der Weißen, die, zunächst relativ unstrukturiert und etappenweise, über einen Zeitraum von mehr als zehn Jahren auf Yanomami aufgezeichnet wurden. Wie man sich denken kann, war die Zusammenstellung dieses wuchernden Archipels von Wörtern zu einem stimmigen Text, der für die Veröffentlichung in französischer Sprache bestimmt war, kein leichtes Unterfangen: Die Unwägbarkeiten dieses komplexen Prozesses des Redigierens und Schreibens werden im Nachwort ausführlich erläutert.

Bruce Albert

Gegebene Worte

»Ich möchte den Weißen diese Dinge erklären,
denn sie sollen wissen.«

Davi Kopenawa

Vor langer Zeit bist du zu den Yanomami gekommen, um bei ihnen zu leben, und du sprachst damals wie ein Wiedergänger. Nach und nach hast du gelernt, meine Sprache nachzuahmen und mit uns zu lachen. Wir waren jung und am Anfang kanntest du mich nicht. Unser Denken und unser Leben sind unterschiedlich, weil du ein Sohn jener anderen Leute bist, die wir *napë* nennen. Deine Lehrer haben dich nicht gelehrt, so zu träumen, wie wir es tun. Und doch bist du auf mich zugekommen und du bist mein Freund geworden. Du hast dich an meine Seite gestellt und später wolltest du die Reden der *xapiri* kennenlernen, die ihr in eurer Sprache Geister nennt. Also habe ich dir meine Worte anvertraut, und ich habe dich gebeten, sie mit in die Ferne zu nehmen, um sie den Weißen, die nichts von uns wissen, bekannt zu machen. Wir saßen in meinem Haus und redeten lange Zeit, ungeachtet der Stiche von Bremsen und schwarzen Fliegen. Nur wenige Weiße haben unseren Worten auf diese Weise zugehört. Ich habe dir meine Geschichte gegeben, damit du denen antworten kannst, die sich fragen, was die Bewohner des Waldes denken. Früher hatten unsere Ältesten den Weißen nichts von all diesen Dingen gesagt, weil sie wussten, sie verstehen ihre Sprache nicht. Deshalb werden meine Äußerungen für all jene, die sie hören wollen, neu sein.

Später dann habe ich dir erklärt: »Wenn du meine Worte nehmen willst, zerstöre sie nicht. Es sind die Worte *Omamas** und der *xapiri*. Zeichne sie zunächst auf Bilderhäute und betrachte sie anschließend immer wieder. Dann wirst du denken: »*Haixopë!* Dies ist also die

**Omama* ist der Demiurg der Yanomami-Mythologie.

Geschichte der Geister! « Und später wirst du zu deinen Kindern sagen: »Diese geschriebenen Worte sind die eines Yanomami, der mir einst erzählte, wie er zu einem Geist wurde und auf welche Weise er lernte zu sprechen, um seinen Wald zu verteidigen. « Wenn die Bänder, auf denen der Schatten meiner Worte festgehalten ist, nicht mehr nützlich sind, so wirf sie nicht weg. Du darfst sie erst verbrennen, wenn sie sehr alt sind, und meine Aussagen längst zu Zeichnungen geworden sind, die die Weißen anschauen können. »*Inaha t^ha*? Einverstanden? «

Wie ich bist auch du mit zunehmendem Alter gescheiter geworden. Du hast diese Worte auf Papierhäute gezeichnet und sie dort fixiert, ganz wie ich dich gebeten hatte. Sie sind weit fort von mir gegangen. Jetzt möchte ich, dass sie sich verteilen und in der Ferne ausbreiten, um wirklich gehört zu werden. Ich habe dich diese Dinge gelehrt, damit du sie an die Deinen weitergeben kannst; an deine Ältesten, deine Väter und Schwiegerväter, deine Brüder und Schwager, die Frauen, die du »Ehefrauen« nennst, die jungen Männer, die dich »Schwiegervater« nennen werden. Wenn sie dich fragen: »Wie hast du diese Dinge gelernt?«, wirst du ihnen antworten: »Ich habe lange in den Häusern der Yanomami gelebt und ihre Nahrung gegessen. So konnte ihre Sprache nach und nach in mir gedeihen. Dann vertrauten sie mir ihre Worte an, weil es sie schmerzt, dass die Weißen so wenig über sie wissen. «

Die Weißen denken nicht sehr weit vor sich hinaus. Sie sind immer zu sehr mit den Dingen des Augenblicks beschäftigt. Deshalb möchte ich, dass sie meine Worte mit Hilfe der Zeichnungen, die du von ihnen gemacht hast, zu hören vermögen und dass sie in ihren Geist eindringen. Ich möchte, dass sie diese Worte verstehen und dann zueinander sagen: »Die Yanomami sind ganz anders als wir, doch ihre Worte sind gerade und klar. Jetzt verstehen wir, was sie denken. Es sind Worte der Wahrheit! Ihr Wald ist sehr schön und ruhig. Sie wurden dort erschaffen und leben dort seit Anbeginn der Zeit ohne Angst um ihre Existenz. Ihr Denken folgt anderen Wegen als denen der Waren. Sie wollen so leben, wie es ihnen entspricht. Ihre Bräuche sind anders. Sie besitzen

keine Bilderhäute, dafür kennen sie die *xapiri*-Geister und ihre Gesänge. Sie wollen ihr Land verteidigen, weil sie dort weiterhin so leben möchten wie früher. Und so soll es auch sein! Wenn sie es nicht schützen, werden ihre Kinder keinen Ort haben, an dem sie glücklich leben können. Diese werden sich dann sagen, dass es ihren Vätern wirklich an Verstand gemangelt haben muss, ihnen nichts als ein kahles, verbranntes Land hinterlassen zu haben, von Seuchenschwaden durchzogen und getränkt von verschmutzten Wasserströmen! «

Ich wünschte, die Weißen würden aufhören zu denken, unser Wald sei tot und stünde ohne Grund da. Ich möchte, dass sie auf die Stimme der *xapiri* hören, die dort unermüdlich spielen und auf ihren prachtvoll glänzenden Spiegeln tanzen. Vielleicht würden sie ihn dann gemeinsam mit uns verteidigen wollen? Ich möchte auch, dass ihre Söhne und Töchter unsere Worte verstehen und mit den Unseren Freundschaft schließen, damit sie nicht in Unwissenheit aufwachsen. Denn wenn der Wald erst völlig verwüstet ist, wird es nie wieder einen neuen Wald geben. Ich bin ein Kind der Bewohner dieses Lands der Flussquellen, die die Söhne und Schwiegersöhne *Omamas* sind. Es sind seine Worte und die der *xapiri*, entstanden in der Zeit des Traums, die ich hier den Weißen schenken möchte. Unsere Vorfahren besaßen sie von Anbeginn der Zeit. Als es dann an mir war, Schamane zu werden, setzte *Omama* Bild sie mir in die Brust. Seit damals entwickeln sich meine Gedanken von einem zum nächsten, in alle Richtungen, und sie vermehren sich in mir, ohne ein Ende zu nehmen. So ist es. Ich hatte keinen anderen Lehrer als *Omama*. Es sind seine, von meinen Ältesten immer weitergegebenen Worte, die mich intelligenter gemacht haben. Meine Aussagen haben keinen anderen Ursprung. Die der Weißen sind vollkommen anders. Sie mögen erfinderisch sein, aber es fehlt ihnen an der nötigen Weisheit.



Ich besitze keine alten Bücher wie die Weißen, in denen die Zeichnungen, die Lehren meiner Vorfahren festgehalten sind. Die Worte der *xapiri* sind in meinem Geist, in meinem tiefsten Innern, verankert. Es sind die Worte *Omamas*. Sie sind sehr alt, doch die Schamanen erneuern sie ständig. Diese Worte haben den Wald und seine Bewohner von Anbeginn beschützt. Heute ist es an mir, sie zu besitzen. Später werden sie in den Geist meiner Kinder und meiner Schwiegerkinder eindringen, und wiederum später in die Gedanken ihrer Kinder und Schwiegerkinder. Dann ist es an ihnen, sie zu erneuern. Anschließend wird es immer und immer wieder auf dieselbe Weise weitergehen. Und so werden sie nie verschwinden. Sie werden immer in unserem Gedächtnis bleiben, selbst wenn die Weißen die Papierhäute dieses Buchs, in dem sie aufgezeichnet sind, wegwerfen sollten, selbst wenn die Missionare, die wir die Leute von *Teosi* nennen, sie unaufhörlich als Lügen bezeichnen. Sie können weder von Wasser durchweicht noch verbrannt werden. Sie werden auch nicht so altern wie diejenigen, die auf aus toten Bäumen hergestellten Bilderhäuten festgeklebt bleiben. Und wenn ich schon sehr lange Zeit nicht mehr bin, werden sie noch so neu und stark sein wie heute. Sie sind es, die ich dich bat, auf diesem Papier festzuhalten, um sie dann den Weißen zu geben, die bereit sind, ihre Spuren und Muster kennenzulernen. Vielleicht werden sie am Ende doch auf die Erzählungen der Bewohner des Waldes hören und beginnen, gerade über sie zu denken?

~~Ich besitze keine alten Bücher wie die Weißen, in denen die Zeichnungen, die Lehren meiner Vorfahren festgehalten sind.~~ *xanowami yane ipa*
utupayasiki hyptai kahonapewamaks
ha.

»Ich, ein Yanomami, übergebe Euch, den Weißen, diese von mir kommende Bilderhaut.«

Schriftzeichnungen



Körperbemalungen

Fremde sind von uns unbemerkt die Flüsse heraufgekommen und in unseren Wald eingedrungen. Wir wussten nichts über sie. Wir wussten nicht einmal, warum sie sich uns nähern wollten. Dennoch gelangten sie eines Tages in unser Großes Haus von *Marakana* am oberen Rio Toototobi. Ich war damals noch ein ganz kleines Kind. Sie wollten mir einen Namen geben: »Yosi«. Aber ich fand das Wort sehr hässlich und wollte es nicht. Es klang ähnlich wie *Yoasi*, *Omamas* böser Bruder. Ich sagte mir, dass die Meinen mich mit so einem Namen auslachen würden. *Omama* war voller Weisheit. Er hat den Wald erschaffen, die Berge und die Flüsse, den Himmel und die Sonne, die Nacht, den Mond und die Sterne. Er hat uns zu Anbeginn der Zeit das Dasein geschenkt und unsere Bräuche eingeführt. Er war auch sehr schön. Der Körper seines Bruders *Yoasi* hingegen war von weißlichen Flecken überzogen und *Yoasi* tat nur schlechte Dinge. Deshalb war ich so wütend. Aber diese Fremden verließen uns bald wieder und ihr schlimmer Name

verschwand mit ihnen. Dann verging einige Zeit, bis andere Weiße auftauchten. Diese blieben. Sie haben Häuser gebaut, um bei uns zu leben. Sie beriefen sich bei jeder Gelegenheit auf den Namen desjenigen, der sie erschaffen hat. Deshalb lernten wir sie als das Volk von *Teosi* kennen. Sie waren es, die mich »Davi« nannten, noch ehe die Meinen mir nach der Sitte unserer Ältesten einen Spitznamen gegeben hatten. Diese Weißen erzählten mir, der Name komme von Bilderhäuten, auf die *Teosis* Worte gezeichnet sind. Es war ein klarer Name, den man nicht missbrauchen konnte. Ich habe ihn seit damals behalten.

Ehe die Weißen im Wald auftauchten und ihre Namen hemmungslos unter uns verteilten, trugen wir jene, die unsere Nächsten uns zuwiesen. Bei uns sind es weder die Mütter noch die Väter, die den Kindern ihre Namen geben. Sie sprechen diese meist mit »*ōse!*« (»Sohn/Tochter!«) an, und die kleineren Kinder nennen beide Elternteile »*napa!*« (»Mutter«). Sobald sie größer sind, werden sie den Vater anders nennen, nämlich »*h^wapa!*« (»Vater!«). Vielmehr sind es die nahen Verwandten, die Onkel, Tanten oder Großeltern, die den Kindern einen Spitznamen zuweisen. Wenn dann die Leute aus ihrem Haus den Namen hören, beginnen sie, ihn auch zu verwenden. So wachsen die Kinder mit diesem Beinamen heran und er verbreitet sich von Haus zu Haus. Und sind sie einmal erwachsen, bleibt er mit ihnen verbunden. Einer der Brüder meiner Frau wurde *Wari* genannt, weil er als Kind einen Baum namens *wari mahi* hinter seinem Haus angepflanzt hatte. Meiner Frau wiederum gab man den Spitznamen *Rāāsi*, »Kränkliche«, war sie doch ein immer kränkliches Kind gewesen. Andere von uns heißen *Mioti*, »Schläfer«, *Mamoki prei*, »Große Augen« oder *Nakitao*, »Laute Stimme«.

Allerdings kommt es vor, dass dann im Erwachsenenalter Leute aus der Ferne, böswillige Leute, andere Beinamen an diese Spitznamen aus der Kindheit hängen. Immer sind es sehr hässliche Worte. Sie tun dies, um denjenigen zu peinigen, den sie so benennen, da es bei uns eine Beleidigung ist, den Namen einer Person in ihrer Gegenwart oder vor den Ihren auszusprechen. So ist es. Wir hören unseren Namen nicht

gern, selbst wenn es sich um einen Beinamen aus der Kindheit handelt. Das macht uns wirklich wütend. Und wenn ihn einer laut ausspricht, rächen wir uns sogleich, indem wir dasselbe tun. Auf diese Weise beleidigen wir einander, indem wir unsere Namen für alle hörbar preisgeben. Wir haben zwar nichts dagegen, benannt zu werden, aber unter der Bedingung, dass unser Name von uns fernbleibt. Es sind die Anderen, die ihn benutzen, ohne dass wir davon wissen. Indes ist es üblich, die Spitznamen der Kinder in ihrer Gegenwart zu äußern. Doch sobald sie größer werden, muss das ein Ende finden. Im Jugendalter wollen sie diese nicht mehr hören. Spricht man sie vor ihnen aus, macht sie das rasend. Sie wollen sich auf der Stelle rächen und werden sehr aggressiv.

Als ich ein Mann wurde, haben andere Weiße erneut beschlossen, mir einen Namen zu geben. Diesmal waren es Leute der FUNAI. Sie begannen, mich Davi »Xiriana« zu nennen. Aber dieser neue Name gefiel mir nicht, denn so nennt man die Yanomami, die am Rio Ururicaá leben, sehr weit entfernt von dem Ort, wo ich geboren wurde. Ich bin kein »Xiriana«. Ich spreche eine andere Sprache als sie, die an jenem Fluss wohnen. Dennoch musste ich diesen neuen Namen behalten. Ich musste sogar lernen, ihn zu zeichnen, als ich für die Weißen zu arbeiten begann, denn sie hatten ihn schon auf einer Papierhaut.

Meinen letzten Namen, Kopenawa, habe ich erst viel später bekommen, als ich wirklich erwachsen wurde. Dieses Mal handelt es sich um einen echten Yanomami-Namen. Allerdings ist es weder ein Kindername noch ein Beinamen, den die anderen mir zuwiesen. Es ist ein Name, den ich mir selbst erworben habe. Damals begannen die Goldschürfer, immer weiter in unseren Wald vorzudringen. Sie hatten gerade vier große Yanomami-Männer getötet, da, wo das Hochland beginnt, am Oberlauf des Flusses *Hero u*. Die FUNAI hatte mich dorthin geschickt, um deren Leichen aufzuspüren, die irgendwo im Wald verscharrt lagen, mitten unter all den Goldsuchern, die mich wahrscheinlich auch gern getötet hätten. Es war niemand da, mir zu helfen. Ich hatte Angst, doch meine Wut war noch viel größer. In dieser Situation nahm ich den neuen Namen an.

Nur die *xapiri*-Geister waren seinerzeit bei mir. Sie waren es, die mich benennen wollten. Sie gaben mir diesen Namen, Kopenawa, wegen des Zorns, der in mir brannte, mich den Weißen entgegenzustellen. Der Vater meiner Frau, der große Mann unseres Hauses von *Watoriki* am Fuß des Windbergs, hatte mich dafür das Pulver trinken lassen, das die Schamanen aus dem Baum *yākoana hi* extrahieren. Unter der Wirkung seiner Kraft sah ich die Geister der *kopena*-Wespen zu mir herabsteigen. Sie erklärten mir: »Wir sind an deiner Seite und wir werden dich beschützen. Deshalb sollst du den Namen Kopenawa annehmen.« So ist es. Dieser Name kommt von den Wespengeistern, die das vergossene Blut von *Arowë*, einem großen Krieger aus dem Anbeginn der Zeit, in sich aufgesogen haben. Mein Schwiegervater ließ ihre Bilder für mich herabfahren und gab sie mir mit seinem Lebensatem. Damals konnte ich sie zum ersten Mal tanzen sehen. Und als ich das Bild von *Arowë* betrachtete, von dem ich bisher nur den Namen gehört hatte, sagte ich mir: »*Haixopë!* Das also ist der Urahn, der uns den Kampfgeist eingebläst hat! Hier ist also wirklich die Spur desjenigen, der uns die Kühnheit gelehrt hat!«

Arowë ist im Hochland geboren, im Wald derer, die wir die Kriegsleute nennen. Er war sehr aggressiv und tapfer. Er griff unentwegt die Häuser in der Nachbarschaft seines eigenen an. Doch jedes Mal zingelten die Angehörigen seiner Opfer ihn ein, und beschossen ihn, um Rache zu nehmen, einer nach dem anderen mit Pfeilen. Dann, als er nicht mehr zu atmen schien und wirklich tot aussah, ließen sie seinen blutüberströmten Leichnam auf dem Waldboden liegen. Die mörderischen Krieger sagten sich: »Nun ist es gut, er wird hier verwesen und unser Zorn wird sich beruhigen«, und sie machten sich auf den Rückweg, zufrieden, sich gerächt zu haben. Erschöpft legten sie daraufhin eine Pause im Wald ein und nahmen ahnungslos ein Bad in einem Wildbach. Doch kaum hatten sie ihn verlassen, erwachte *Arowës* Leichnam stets von Neuem zum Leben. Er war so widerstandsfähig, dass niemand ihn je wirklich ganz überwältigen konnte. Er kam wieder zu Bewusstsein und

jagte seinen Angreifern nach, spürte sie auf und erschoss sie alle mit dem Pfeil, bis auf den letzten Mann. Es geschah immer auf die gleiche Art und Weise. Niemandem gelang es, Arowë zu töten. Er war wirklich sehr kampflustig und zäh.

Mit der Zeit fragten sich seine Feinde ratlos: »Was sollen wir bloß tun? Wie kann er für immer vernichtet werden?« Einer schlug vor: »Wir werden ihn enthaupten!« Sie waren sich alle einig und machten sich sofort wieder auf den Weg, um zu versuchen, die Sache zu Ende zu bringen. Sie durchsiebten Arowës Körper erneut mit Pfeilen und gaben sich diesmal nicht damit zufrieden, ihn zum Sterben allein auf dem Waldboden liegen zu lassen. Sie schnitten ihm den Kopf ab, und so gelang es Arowë trotz all seiner Anstrengungen nicht mehr, der Rache seiner Feinde zu entgehen. Ein Lebenshauch kehrte zwar in ihn zurück, und er versuchte selbst mehrmals, sich den Kopf wieder auf den Hals zu setzen, doch vergeblich. Am Ende war er wirklich tot. Dann trennte sich sein Geist ab und breitete sich weit in alle Richtungen aus. Auf diese Weise lehrte er uns den Kampfgeist. Die Weißen sollten nicht denken, dass die Yanomami ohne Grund kampfesmutig sind. Wir verdanken unsere Tapferkeit Arowë.

Arowës enthaupteter Leichnam lag auf den trockenen Blättern, die den Boden bedeckten. All sein Blut hatte sich dort langsam ausgebreitet. Da versammelten sich die Wespen des Waldes auf dieser blutigen Streu, um sich daran zu laben. Ihnen taten es die *xiho*- und *kaxi*-Ameisen gleich. Und auf diese Weise, indem sie Arowës Blut tranken, wurden sie so aggressiv und ihre Stiche so schmerzhaft. Entdeckt man ein Wespennest unter einem Baum, wagt man sich nicht in seine Nähe! Es gibt unzählig viele Wespen im Wald und ebenso viele Wespen-Bilder. Deshalb lassen wir sie als *xapiri*-Geister herabfahren, um die unheilvollen Wesen anzugreifen oder die kriegerischen Geister der weit entfernten Schamanen mit Pfeilen zu durchbohren. Ich habe den Namen Kopenawa angenommen, weil er vom Namen der Wespengeister stammt, die sich vom Blut des großen Kriegers Arowë nährten, dessen Bilder ich mit dem *yäkoana*-Pulver gesehen habe. Ich trage diesen Namen, um die

Meinen zu verteidigen und unser Land zu schützen, denn es war *Arowë*, der unsere Ahnen, zu Anbeginn der Zeit, die Kühnheit lehrte.

Wenn die Weißen nicht in unseren Wald eingedrungen wären, als ich noch ein Kind war, wäre ich wahrscheinlich auch ein Krieger geworden und hätte, um Rache zu nehmen, aus Zorn andere Yanomami mit dem Pfeil erschossen. Ich habe hin und wieder daran gedacht. Aber ich habe nie jemanden getötet. Ich habe meinen schlechten Gedanken immer Einhalt geboten und mich nicht gerührt, weil ich mich an die Weißen erinnerte. Ich sagte mir: »Wenn ich einen von unseren Leuten erschiesse, werden diejenigen, die es nach unserem Wald giert, sagen, ich sei böse und besäße keine Weisheit. Also werde ich es nicht tun, denn sie sind es, die uns mit ihren Krankheiten und mit ihren Gewehren töten. Und gegen sie muss ich heute meinen Zorn richten.«

So wurde mein Name allmählich immer länger. Zuerst war da *Davi*, der Name, den mir die Weißen in meiner Kindheit zuwiesen, und dann *Kopenawa*, den mir später die Wespengeister gaben. Schließlich fügte ich selbst Yanomami hinzu, ein dauerhaftes Wort, das nicht verschwinden kann, weil es der Name meines Volkes ist. Ich bin nicht auf einer Erde ohne Bäume geboren. Mein Fleisch stammt nicht vom Sperma eines weißen Mannes. Ich bin ein Sohn der Bewohner des Hochlands, und ich bin aus der Vagina einer Yanomami-Frau auf die Erde gefallen. Ich bin ein Sohn der Menschen, denen *Omama* das Dasein schenkte zu Anbeginn der Zeit. Ich bin in diesem Wald geboren und habe immer hier gelebt. Heute wachsen meine Kinder und Enkelkinder hier auf. Deshalb kann ich sagen, dass ich ein echter Yanomami bin. Dies sind Worte, die mir in der Einsamkeit, nach dem Tod meiner Ältesten, geblieben sind. Dies sind Worte, die mir die Geister in Träumen eingegeben haben, aber auch Worte, die zu mir gekommen sind, als ich hörte, wie schlecht die Weißen über uns redeten. Sie sind fest im Innern meiner Brust verankert. Und sie möchte ich jetzt in diesem Buch hörbar werden lassen, mit der Hilfe eines weißen Mannes, der sie bei denen, die unsere Sprache nicht besitzen, hörbar machen wird.

Sie kennen mich nicht und Sie haben mich noch niemals gesehen. Sie leben in einem weit entfernten Land. Deshalb möchte ich Ihnen nahebringen, was die Ältesten mich gelehrt haben. Als ich jünger war, wusste ich nichts. Dann begann ich, nach und nach, selbstständig zu denken. Heute sind mir alle Worte, die unsere Vorfahren vor mir besaßen, verständlich und klar. Es sind Worte, die den Weißen unbekannt sind und die wir seit jeher bewahren. Ich möchte Ihnen deshalb von der sehr alten Zeit erzählen, als sich unsere Tierahnen verwandelt haben; von der Zeit, als *Omama* uns erschaffen hat und die Weißen noch sehr weit von uns entfernt waren. In dieser Zeit des Anbeginns endete der Tag nie. Die Nacht gab es nicht. Um ungesehen kopulieren zu können, mussten sich unsere Vorfahren im Rauch ihrer Holzfeuer verbergen. Damit die Dunkelheit zu ihnen herabsteige, schossen sie schließlich die Nachtvögel *Titi kiki*, die unter Wehklagen die Flüsse benennen, mit Pfeilen ab. Außerdem verwandelten sie sich unentwegt in Wild. Darum hat uns *Omama*, nachdem sie alle zu Tieren geworden waren, nachdem der Himmel eingestürzt war, schließlich so erschaffen, wie wir heute sind.

Unsere Sprache ist die, in der er uns lehrte, die Dinge zu benennen. Und er machte uns mit Bananen, Maniok und all den Nahrungsmitteln in unseren Gärten und allen Früchten der Bäume im Wald vertraut. Aus diesem Grund wollen wir die Erde, auf der wir leben, schützen. *Omama* schuf sie und gab sie uns, damit wir hier leben. Doch die Weißen setzen alles daran, sie zu verwüsten, und wenn wir sie nicht verteidigen, werden wir mit ihr sterben.

Vor sehr langer Zeit wurden unsere Vorfahren in diesem Wald erschaffen. Ich weiß immer noch nicht viel über diesen Anbeginn der Zeit. Deshalb denke ich oft darüber nach. Auch wenn ich allein bin, kommen meine Gedanken niemals zur Ruhe. Ich suche tief in mir nach den Worten aus dieser sehr fernen Zeit, in der die Meinen ins Dasein gelangten. Ich frage mich, wie der Wald gewesen sein mochte, als er noch jung war, und wie unsere Vorfahren vor der Ankunft der Seuchenschwaden der Weißen wohl lebten. Ich weiß nur, dass in den Zeiten, als es diese Krankheiten noch nicht gab, das Denken unserer Ältesten sehr

mächtig war. Sie lebten in Freundschaft mit ihresgleichen und führten Krieg, um sich an ihren Feinden zu rächen. Sie waren so, wie *Omama* sie erschaffen hatte.

Heute denken die Weißen, wir sollten sie in allem imitieren. Aber das wollen wir nicht. Ich selbst habe ihre Bräuche seit meiner Kindheit kennengelernt und spreche ein wenig ihre Sprache. Dennoch möchte ich keineswegs einer von ihnen sein. Ich denke, wir können erst dann zu Weißen werden, wenn diese sich ihrerseits in Yanomami verwandeln. Ich weiß auch, dass wir unglücklich sein werden, wenn wir in ihre Städte ziehen, um dort zu leben. Dann nämlich werden sie den Wald endgültig zerstören und uns nie wieder einen Ort überlassen, an dem wir fern von ihnen leben können. Wir werden nicht mehr jagen oder gar irgendetwas anbauen können. Unsere Kinder werden Hunger leiden. Wenn ich über all dies nachdenke, überkommen mich Trauer und Wut.

Die Weißen bezeichnen sich selbst als intelligent. Wir sind es nicht minder. Unsere Gedanken entfalten sich in alle Richtungen und unsere Worte sind sehr alt und zahlreich. Es sind die Worte unserer Vorfahren. Doch anders als die Weißen brauchen wir keine Bilderhäute, um sie am Entschwinden zu hindern. Wir brauchen sie nicht zu zeichnen, wie sie es mit den ihren tun. Sie werden dennoch nicht verschwinden, denn sie sind fest in unserem Innern verankert. Unser Gedächtnis ist lang und stark. Ebenso verhält es sich mit den Worten unserer *xapiri*-Geister. Sie sind ebenfalls sehr alt. Und doch werden die *xapiri* jedes Mal wieder neu, wenn sie zurückkommen, um für einen jungen Schamanen zu tanzen. So geht es schon seit endlos langen Zeiten. Die Ältesten sagen uns: »Nun seid ihr an der Reihe, auf den Ruf der Geister zu antworten. Wenn ihr das nicht mehr tut, werdet ihr unwissend. Euer Denken wird verloren gehen, und so sehr ihr auch versucht, das Bild von *Teosi* anzurufen, um eure Kinder den unheilvollen Wesen zu entreißen: Es wird vergeblich sein!«

Die Tierahnen



Tanz der Geister

Die *xapiri* sind die Bilder unserer Tierahnen *yarori*, die sich zu Anbeginn der Zeit verwandelt haben. So lautet ihr wahrer Name. Ihr nennt sie Geister, aber sie sind anders. Sie sind ins Dasein gelangt, als der Wald noch jung war. Die alten Schamanen lassen sie seit jeher tanzen, und wir machen es heute noch genauso wie sie damals. Wenn die Sonne in der Brust des Himmels aufgeht, schlafen die *xapiri*. Geht sie dann am Nachmittag langsam wieder unter, beginnt für sie der Morgen zu dämmern und sie wachen auf. Unsere Nacht ist ihr Tag. Während wir also schlafen, vergnügen sich die erwachten Geister und tanzen im Wald umher. So ist es. Dort sind sie wirklich sehr zahlreich, denn sie sterben nie. Deshalb nennen sie uns auch »die kleinen Gespenster« – *pore t^hë pë wei!* – und erklären uns: »Ihr seid Fremde und Gespenster, denn ihr seid sterblich!« In ihren Augen sind wir bereits Wiedergänger, weil wir im Gegensatz zu ihnen schwach sind und leicht sterben.

Dabei gleichen die *xapiri* den Menschen. Allerdings sind ihre Penisse kleiner und an den Händen haben sie weniger Finger. Sie sind winzig, wie Lichtstaub, und für gewöhnliche Leute mit ihren Wiedergängeraugen sind sie unsichtbar. Nur die Schamanen können sie wirklich sehen. Die Spiegel, auf denen sie tanzen, sind riesig. Ihre Gesänge sind wunderschön und machtvoll. Ihr Denken ist gerade und sie arbeiten unermüdlich, um uns zu schützen. Wenn wir uns ihnen gegenüber jedoch falsch verhalten, können sie auch sehr aggressiv werden und uns töten. Aus diesem Grund haben wir manchmal Angst vor ihnen. Sie sind außerdem in der Lage, die Bäume des Waldes auf ihrem Weg zu verwüsten und sogar den Himmel zu zertrümmern, wie riesig er auch sein mag. Die echten *xapiri* sind sehr tapfer! Nur einige wenige von ihnen erweisen sich als schwach und feige. Diese fürchten sich vor den unheilvollen Wesen und der *xawara*-Epidemie.

Die Geister streifen durch den ganzen Wald, genau wie wir, wenn wir auf die Jagd gehen. Aber sie laufen nicht auf verrottetem Laub oder im Schlamm. Sie baden auch in den Flüssen, genau wie wir, wenn uns zu heiß ist, aber sie tun es in reinen Gewässern, die nur sie kennen. Sie haben ebenfalls Kinder, aber die ihren sind so zahlreich, dass sie finden, die Weißen hätten nur sehr wenige! Und selbst wenn sie sehr alt und blind werden, bleiben die *xapiri* unsterblich. Deshalb wächst ihre Zahl im Wald unaufhörlich an! Diejenigen, die für die Schamanen tanzen, machen nur einen kleinen Teil von ihnen aus!

Um sie wirklich sehen zu können, muss man über eine lange Zeit das *yākoana*-Pulver trinken und die Ältesten müssen ihre Wege für uns öffnen. Dies erfordert viel Zeit. Ebenso viel Zeit wie die Kinder der Weißen brauchen, um die Zeichnungen ihrer Worte zu lernen. Es ist sehr schwierig. Wenn ich jedoch meine *xapiri* tanzen lasse, sagen die Weißen manchmal zu mir: »Wir sehen ja gar nichts! Wir sehen dich nur ganz allein singen! Wo sind denn deine Geister?« Das sind wirklich Worte von unwissenden Leuten! Das Pulver des *yākoana* hi-Baums hat ihre Augen nicht sterben lassen wie die Augen der Schamanen. Da sie also die *xapiri* nicht betrachten können, bleibt ihr Denken

verschlossen! So ist es. Die *xapiri* lassen ihre Stimmen nur erklingen, wenn ihr Vater, der Schamane, durch die *yākoana* stirbt. Sind sie hungrig, steigen sie auf ihren Spiegeln hinab und trinken die *yākoana* durch ihn hindurch. Aber auch sie sterben, wie ihr Vater, mit der *yākoana* und so beginnen sie für ihn zu singen und zu tanzen. Andernfalls könnte man sie nicht sehen.

Das Bild der *xapiri* ist strahlend hell. Sie sind immer sauber, denn sie leben nicht im Rauch der Häuser und essen kein Wild, wie wir es tun. Ihre Körper bleiben niemals grau, farb- und schmucklos wie die unseren. Sie sind mit frischer zinnoberroter Urukufarbe überzogen und mit schwarzglänzenden Wellen, Linien und Punkten bemalt. Sie riechen sehr gut. Wenn sie mit den Frauen der Windwesen spielen, ist der Wald erfüllt vom Duft des Uruku und der Jagdzauber, die sie um den Hals tragen. Der Windhauch ihres Fluges verbreitet Düfte, die so stark sind wie die Parfums der Weißen. Aber die Farbe der *xapiri* gehört zu ihren kostbarsten Gütern. Sie setzt sich aus den Essenzen der Dinge des Waldes zusammen und hat nicht den stechenden und gefährlichen Geruch von Alkohol.

Ihre Arme sind mit einer Fülle von Sträußen aus Papageienfedern und Araschwanzfedern geschmückt, die in Armbinden aus wunderschönen, farbigen, glatten Perlen eingesetzt sind. Auch zieren sie eine Vielzahl an Tukanschwänzen und bunten Federbälgen von *wisawisama-si*-Vögeln. Sie sind äußerst stolze Erscheinungen! *Omama* lehrte sie, sich so zu kleiden. Er wollte, dass sie prächtig aussehen, wenn sie ihren Vorstellungstanz für uns aufführen. Es gibt aber auch sehr alte *xapiri*, die vor uns für unsere Vorfahren getanzt haben. Sie haben Bärte und weiße Haare. Manchmal sind ihre Schädel fast ganz kahl und sogar die unheilvollen Wesen haben Angst vor ihnen! Sie sind echte Älteste. Alle Jüngeren aber haben glattes schwarzes Haar und tragen Stirnbänder aus Saki-schwänzen, um ihre Haarpracht zu betonen. Ihre Augen sind weder gerötet noch zu hell, sondern schwarz und glasklar, und sie können damit weit in die Ferne sehen. Ihre Köpfe sind mit weißen Flaumfedern bedeckt. Sie erzeugen eine gleißende Helligkeit, die ihnen vorauseilt,

wohin sie auch gehen. Eine Zierde, die nur den *xapiri* eigen ist. Deshalb leuchten sie wie sich durch den Wald bewegende Sterne.

Sie stecken Papageienschwanzfedern und Anhänger aus *hëima si*-Vogelbälgen durch ihre Ohrläppchen. Ihre Zähne sind makellos und glänzen wie Glasscherben. Sind sie zu klein oder fehlen welche, ersetzen sie sie durch winzige Spiegel, die sie von *Omama* erbitten, um sich zu verschönern. Manche schmücken ihre Zähne sogar mit bunten *sei si*-Vogelfedern, so wie die Weißen mit ihren Goldzähnen. Andere verfügen über lange Schneidezähne, scharf und furchterregend, mit denen sie die unheilvollen Wesen in Fetzen reißen. Wieder andere haben Augen im Hinterkopf! Es sind Geister aus fernen Wäldern. Sie sind wahrlich anders! So ist es. Man sollte nicht glauben, dass alle Geister schön wären!

Während ihrer Vorstellungstänze schwenken die *xapiri* junge, fransige und in sattem Gelb leuchtende Blätter der *hoko si*-Palme hoch in die Luft. Sie bewegen sich in einem bestimmten Rhythmus, über dem Boden sachte auf der Stelle schwebend, wie Kolibris und Bienen im Flug. Sie blasen in Rohre aus *purunama usi*-Schilf, stoßen fröhliche Schreie aus und singen mit kräftiger Stimme. Ihre melodiosen Gesänge sind unzählbar. Sie singen sie einen nach dem anderen, ohne Pause. Einige *xapiri* besitzen auch Zähne, die einen modulierten Ton von sich geben: »*Arerererere!*« Und andere verfügen über lange Fingernägel, die sie als Pfeifen nutzen, um schrille Triller zu erzeugen: »*Kriiii! Kriiii! Kriiiii!*« Sie sind wirklich glücklich, wenn sie ihren Vorstellungstanz für uns aufführen! Ihre Darbietungen sind großartig! Sie tanzen eifrig wie junge Gäste, die das Haus ihrer Gastgeber betreten. Aber sie sind noch viel schöner!

Die Gesänge der Geister folgen aufeinander ohne jegliche Unterbrechung. Sie sammeln sie bei den Gesangsbäumen, die wir *amoa hi* nennen. *Omama* hat diese Bäume mit den gelehrten Sprachen zu Anbeginn der Zeit erschaffen, damit die *xapiri* dort ihre Worte erwerben können. Hier legen sie einen Halt ein, um das Herzstück ihrer Melodien zu

sammeln, bevor sie ihren Vorstellungstanz vor den Schamanen aufführen. Die Geister der Amseln *yōrixiana* und die der Kassiken *ayokora* – aber auch die der Vögel *sitipari si* und *taritari axi* – sind die Ersten, die diese Gesänge in großen *sakosi*-Körben zusammentragen. Einen nach dem anderen sammeln sie sie mit unsichtbaren Gerätschaften ein, die den Tonbandgeräten der Weißen ähneln. Doch die Gesänge sind so zahlreich, dass sie es niemals schaffen, sie alle zu pflücken!

Unter diesen Vogelgeistern sind die der *yōrixiana*-Amseln wahrlich die Schwiegerväter der Gesänge, ihre wahren Meister. Diese *xapiri* sind das Bild der Vögel, deren harmonischen Ruf man morgens und abends im Wald hört. So ist es. Alle *xapiri* haben ihre eigenen Gesänge: Die Geister der Tukane und *araçari*-Vögel, die Geister der Papageien, die Geister der kleinen Ara *wete mo*, die der *xotokoma*- und *yōriama*-Vögel und all die anderen! Die Gesänge der *xapiri* sind so zahlreich wie die *paa hana*-Palmlblätter, die wir sammeln, um die Dächer unserer Häuser zu decken, und sogar noch zahlreicher als alle Weißen zusammen! Deshalb sind ihre Worte unerschöpflich!



Der Geist des Waldes

Omama war von Anbeginn der Zeit an das Zentrum dessen, was die Weißen »Ökologie« nennen. Das ist wahr! Lange bevor diese Worte bei ihnen existierten und sie anfangen, so viel darüber zu reden, waren sie schon in unserem Innern, ohne dass wir sie auf dieselbe Weise benannten. Seit jeher waren sie für die Schamanen Worte, die von den Geistern kamen, um den Wald zu verteidigen. Wenn wir Bücher besäßen, so wie sie, dann könnten die Weißen feststellen, wie alt diese Worte wirklich sind! Im Wald sind wir, die Menschen, die Ökologie! Aber genauso wie wir sind die *xapiri*, das Wild, die Bäume, die Flüsse, die Fische, der Himmel, der Regen, der Wind und die Sonne Ökologie! Sie umfasst alles, was im Wald ins Dasein gelangt ist, weit weg von den Weißen, alles, was noch nicht von Zäunen eingeschlossen ist. Die Worte der Ökologie, das sind unsere alten Worte, jene, die *Omama* unseren Vorfahren gegeben hat. Die *xapiri* verteidigen den Wald, seit er existiert. Und weil sie sie besitzen und an ihrer Seite haben, haben unsere Vorfahren den Wald nie verwüstet. Ist der Wald nicht immer noch so lebendig? Die Weißen, die früher von all diesen Dingen nichts wussten, fangen jetzt an, sie zu hören. Deshalb haben einige von ihnen neue Worte erfunden, um den Wald zu schützen. Sie nennen sich jetzt »Leute der Ökologie«, denn sie sind in Sorge, dass ihr Land, ihre Erde immer heißer wird.

Unsere Vorfahren haben nie daran gedacht, den Wald zu roden oder die Erde im Übermaß umzugraben. Sie fanden einfach, dass der Wald schön war und dass er für immer so bleiben sollte, wie er war. Die Worte der Ökologie bedeuteten für sie, daran festzuhalten, dass *Omama* den Wald geschaffen hatte, damit die Menschen darin leben konnten, ohne ihn zu misshandeln. Das ist alles. Wir sind Bewohner des Waldes. Wir wurden im Zentrum der Ökologie geboren und sind dort aufgewachsen. Wir haben ihre Stimme schon immer gehört, denn es ist die Stimme der

xapiri, die von ihren Bergen und Hügeln herabsteigen. Deshalb haben wir, als diese neuen Worte der Weißen zu uns gelangten, sie sogleich verstanden. Ich erklärte sie meinen Leuten und sie dachten: »*Haixopë!* Das ist gut! Die Weißen nennen diese Dinge Ökologie! Wir sagen dazu *urihí a*, Wald, und wir sprechen auch von den *xapiri*, denn ohne sie, ohne Ökologie, erhitzt sich die Erde und lässt die Seuchen und unheilvollen Wesen herankommen!«

Früher konnten unsere Ältesten den Weißen ihre Worte über den Wald nicht vermitteln, weil sie ihre Sprache nicht beherrschten. Und als die ersten Weißen bei ihnen auftauchten, sprachen sie auch noch nicht von Ökologie! Stattdessen wollten sie von ihnen Jaguar-, Pekari- und Rehfülle haben. Damals besaßen sie noch keine dieser Worte, die den Wald schützen sollten. Es ist noch nicht lange her, dass solche Worte in ihren Städten auftauchten. Sie müssen sich schließlich gesagt haben: »*Hou!* Wir haben unser Land und unsere Flüsse verschmutzt, und unser Wald wird immer kahler! Wir müssen das Wenige, was uns noch bleibt, unter dem Namen Ökologie schützen!« Ich denke, sie haben Angst bekommen, weil sie die Orte, an denen sie leben, derart verwüstet haben. Anfangs, als ich noch sehr jung war, habe ich die Weißen nie darüber sprechen hören, die Natur zu schützen. Erst viel später, als ich wütend wurde und anfing, gegen die Goldgräber und ihre *xawara*-Epidemien Reden zu halten, kamen mir plötzlich diese neuen Worte zu Ohren. Ich glaube, in Brasilien war es Chico Mendes, der dafür sorgte, dass sie sich in alle Richtungen verbreiteten, denn ich hörte sie zum ersten Mal, als die Weißen anfangen, viel über ihn zu reden. Damals wurde mir oft sein Bild auf Papierhäuten gezeigt. Da dachte ich mir: »Das muss dieser Weiße sein, der mit Weisheit denkt und diese neuen Worte der Ökologie verkündet hat!« Früher kümmerten sich die Leute in der Stadt nicht um den Wald. Sie sprachen nicht viel über ihn und es war ihnen egal, dass er zerstört werden könnte.

»Was bedeutet es, wenn jemand sagt, er könne das Innenleben von Tieren, Bäumen oder sogar Wäldern verstehen? Bruce Albert und Davi Kopenawa vermitteln [...] einen lebendigen Eindruck davon. Die Yanomami aus dem Amazonasgebiet haben, wie alle indigenen Völker Amerikas und Australiens, das Ende dessen erlebt, was einmal ihre Welt war. Dennoch haben sie überlebt und es irgendwie geschafft, ihrer verwundeten Existenz einen Sinn zu verleihen. Sie haben uns viel zu lehren.« – Amitav Ghosh

»Ein beispielloses Zeugnis für das Leben der Yanomami und ihren Kampf um die Rettung des Waldes und ihrer selbst vor der Zerstörung.« – Marshall Sahlins

»*Der Sturz des Himmels* ist ein literarischer Schatz: als akademische Lektüre von unschätzbarem Wert, aber auch ein Muss für jeden, der mehr von der vielfältigen Schönheit und dem Wunder menschlicher Existenz verstehen möchte.« – *New Scientist*

»Ein vollkommen aufrichtiger Bericht darüber, wie es ist, ein indigenes Leben in Gemeinschaft mit den eigenen Geistern zu führen.« – Louise Erdrich

»*Der Sturz des Himmels* ist eine Elegie auf die mündliche Tradition und die Macht des gesprochenen Wortes. Kopenawas Erklärungen schamanischer Konzepte gehen weit über die Ethnografie hinaus und schaffen damit ein neues Genre indigenen philosophischen Denkens. Wenn ein indigener Erzähler so eloquent eine originelle Exegese seiner eigenen Weltsicht vorlegt, werden Anthropologie und Anthropologen nahezu obsolet.« – *New York Review of Books*

»Ich habe Ihr Manuskript gelesen und bin sehr beeindruckt von der großen methodischen Bedeutung und dem ungeheuren dokumentarischen Reichtum dieses Werks. Es zieht den Leser völlig in seinen Bann, und ist gleichzeitig so komplex und wirft viele Fragen auf.« – Claude Lévi-Strauss in einem Brief an Bruce Albert, 10. Juli 2006

Ein grundstürzendes Jahrhundertbuch, das westliches Wissen radikal infrage stellt

Der Sturz des Himmels ist ein alle Gattungen sprengendes, vielschichtiges, monumentales Werk: schamanisches Lehrstück, leidenschaftliche Verteidigung der Rechte indigener Völker und kompromisslose Verurteilung der Verwüstungen, die an Mensch und Umwelt begangen werden; zudem die Autobiografie Davi Kopenawas und ein einzigartiges Zeugnis kooperativer Anthropologie. Entstanden ist diese für das Menschheitsgedächtnis höchst bedeutende Erzählung dank der jahrzehntelangen Freundschaft zwischen dem Schamanen und dem Anthropologen Bruce Albert: Zwischen 1989 und 2001 führten sie in unregelmäßigen Abständen Gespräche auf Yanomami, die sie auf Tonband aufnahmen und die von Albert transkribiert wurden. Albert gelang dabei auf geniale Weise, die lebendige und schillernde Rede Davi Kopenawas in einer ebenso luziden wie literarischen Sprache zu fixieren: In ihr wird das Leben der Yanomami greifbar, ihre Kosmologie und ihr Schamanismus, ihre Auffassungen über Verwandtschaft, Krieg, Anführerschaft und Redekunst. Kopenawa spricht in Mythen und Traumerzählungen, schamanischen Visionen, Prophezeiungen und Mahnungen an die Weltöffentlichkeit: In der kunstvollen Verflechtung literarischer Gattungen und wissenschaftlicher Disziplinen wird ersichtlich, wie verwoben persönliche Geschichte und kollektives Schicksal sind.

»*Der Sturz des Himmels* ist unbestreitbar ein wissenschaftliches Ereignis, das, so vermute ich, einige Jahre brauchen wird, um von der anthropologischen Gemeinschaft angemessen aufgenommen zu werden. Aber ich hoffe, dass alle, die das Buch lesen, sofort das sehr viel umfassendere politische und spirituelle Geschehen sowie seine folgenschwere Bedeutung erkennen.« – Eduardo Viveiros de Castro, aus dem Vorwort zu dieser Ausgabe

Davi Kopenawa, Bruce Albert

Der Sturz des Himmels

Worte eines Yanomami-Schamanen

Aus dem Französischen von
Karin Uttendörfer und Tim Trzaskalik

Erscheint am 29. August 2024

ca. 800 Seiten, gebunden mit
Schutzumschlag, zahlreichen
Abbildungen, Lesebändchen

Auch als E-Book erhältlich
38,00 € (D) | 39,10 € (A)

ISBN 978-3-7518-2013-4



WG 1750



Matthes & Seitz Berlin

